



Soziale Distanzierung

Ende Februar war die Pandemie längst da und doch noch weit weg. Ich erinnere mich gut, wie ich zuerst in einer Skihütte über das Virus sprach. „Ach, das trägt jetzt die Nummer 19? Da hat man ja bereits viel Erfahrung, das bekommt man schnell in den Griff.“ Dann kam die Quarantäne. Das Erste, was ich über das neue Geschehen schrieb, handelte von der Begrifflichkeit. Social Distancing fand ich voll daneben. Körperlicher Abstand müsste es heißen. Aufgrund beispiellos vieler und langer Telefonate, aufgrund plötzlich auftauchender netter Grußformeln selbst in kurzen Whatsapp-Nachrichten dachte ich, dass die soziale Nähe sogar zunehmen könnte. Trotz oder gar wegen physischer Ferne?

Im Juni stelle ich nun ernüchtert fest, dass die Begrifflichkeit falsch gewählt und doch treffend richtig ist. Nomen est omen. Die Kontakte zu Freunden, guten Bekannten oder Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich eng zusammenarbeite, haben in den drei Monaten zwar nicht gelitten. Neue Menschen habe ich aber kaum kennengelernt. Es fehlten die Unterhaltungen im Zug, im Taxi, in der Kneipe, die Gespräche mit unseren Kolleginnen aus der Poststelle, an der Pforte, mit Gästen von allüberall. Meine sozialen Kreise haben sich weiter geschlossen, haben sich entfernt von den anderen Kreisen am WZB und darüber hinaus. Das ist bitter.

Zusammen müssen wir aufpassen, dass das Virus uns nicht trennt. Nicht am WZB und nicht außerhalb. Wir müssen Routinen wieder aufnehmen, uns sehen, über das Klein-Klein des Lebens reden. Über vermeintliche Nichtigkeiten, die in keiner Telefon- oder Videoschleife einen Platz finden. Und doch so viel sagen über die Unsicherheit befristeter Arbeit gerade in diesen Zeiten, über die Sorgen um Kinder und Eltern, über die Angst vor der Zukunft. Nur so können wir einer sozialen Distanz entgegenwirken, über berufliche Tätigkeiten, Geschlecht, Alter und wissenschaftliche Disziplinen hinweg.

Jutta Allmendinger